

Charlie Hebdo, die zweite:

Sarrazin reloaded von Christoph Ernst

Neulich bin ich mal wieder über ein Kopftuch gestolpert. Bildlich gesprochen. Das war an der Schanze, in der Adler-Apotheke Ecke Altonaer Straße.

Da stand eine dieser Kopftuchbräute neben mir, eine aus der dritten Generation, die Jeans tragen und Deutsch sprechen, aber immer noch in gedeckten Farben rumlaufen wie trauernde Pinguine. Wir warteten an benachbarten Kassen. Sie war so um die dreißig. Mit wachen, misstrauischen Augen.

Unser Blickkontakt lag unter zwei Sekunden, doch ich spürte sofort ihre Abwehr. Eine von den Beinharten, dachte ich nur. Treten wie Ersatznonnen auf und sondern eine Spröde ab, die jeden unbefangenen Kerl sofort zum Hurenbock stempelt.

Mag sein, dass die demonstrativ zur Schau gestellte Züchtigkeit mancher Frauen nur eine Reaktion auf den Overkill der Werbepornografie ist, aber ich empfinde es als Affront. Es reduziert mich auf den triebgesteuerten Aggressor. Wer mir so begegnet, den nehme ich nicht als tugendhaft wahr, sondern als borniert und arrogant.

Vielleicht ist das eine Projektion. Doch ich halte die meisten religiösen Tugendbolde für verdrehte Paranoiker, besessen von eben den erotischen Phantasien, die sie anderen verbieten müssen, weil sonst ihr eigenes Seelenheil gefährdet sehen.

Das ging mir so durch den Kopf, als sich unsere Blicke kreuzten. Ich sah, dass sie es sah. Die Antipathie war so spontan wie gegenseitig.

Früher hatte ich nichts gegen Kopftücher. Als ich klein war, trugen auf dem Land noch viele Frauen ein Kopftuch und als ich das erste Mal mit meiner Mutter eine katholische Kirche besichtigte, setzte sie sich sogar eines auf.

Kopftücher waren für mich nicht negativ besetzt. Ich fand sie hinterwäldlerisch, aber nie bedrohlich. Das änderte sich erst durch Fereshta Ludin.

Fereshta Ludin ist eine sanft sprechende Frau, die auf den ersten Blick nicht sonderlich bedrohlich wirkt. Sie kommt aus Afghanistan und ist über Saudi Arabien in Deutschland gelandet, wo sie Pädagogik studiert hat. Später wollte sie sich vom Land Württemberg als Lehrerin einstellen lassen. Es gab Ärger, weil man ihr verwehrte, im Dienst Kochtuch zu tragen. Sie klagte bis zum Bundesverfassungsgericht. Ihr Tuch sei ein privates, religiöses Symbol und gehe den Staat nichts an. Das Grundgesetz garantiere ihr Glaubensfreiheit.

Recht hat sie, dachte ich anfangs. Wieso kein Kopftuch, wenn Kruzifixe in Klassenzimmern hängen?

Denn auch, wenn ich grade nicht so klinge, eigentlich bin ich einer von den Guten. Zumindest einer von denen, die meinen, auf der offiziellen Intoleranzskala ziemlich weit hinten zu liegen.

Ich war selber lange genug Ausländer, um am eigenen Leib zu erfahren, dass die Internationale der Armleuchter quer durch alle Rassen, Religionen und Geschlechter geht. Zudem bin ich akademisch gestählt.

Wer in der Jugend Eldridge Cleaver, Marcus Garvey oder Frantz Fanon gelesen hat, denkt Rassismus anders. Saul Friedländers ‚Kitsch und Tod‘ lässt einen die psychopathologische Seite des Nationalsozialismus neu sehen. Rundet man das mit einem halben Jahr Afrika, einem dreiviertel Jahr Lower East Side und weiteren sechs Monaten West-Harlem ab, kann man mitunter sogar den interethnischen Transfer leisten.

Trotzdem reagiere ich nicht nur auf ‚Blood and Honour‘ Tattoos allergisch, sondern eben auch auf Kopftücher. Offensives Frömmeln irritiert mich. Leuten, die sich selbst als besonders gläubig annoncieren, habe ich noch nie über den Weg getraut. Alle wirklich Gläubigen, denen ich je begegnet bin, egal ob Muslime, Christen oder Juden, hatten solche Shows nie nötig.

Rigide Religiosität, als Rechtgläubigkeit getarnt, zeitigt bestenfalls schwere Neurosen. Oder sie führt direkt auf den Scheiterhaufen. Für andere.

Aber, wie gesagt, erst Fershta Ludin öffnete mir da die Augen. Ohne sie hätte ich die ganze Tuch-Debatte vermutlich leidenschaftslos durchgewinkt, doch als sie der „taz“ erläuterte, warum sie ihres unbedingt in ein staatliches Klassenzimmer tragen wollte und einem Nebensatz fallen ließ, sie hielte Frauen, die keines trügen, für „unrein“, verging mir alles.

Wer andere in „rein“ und „unrein“ sortiert, ohne dass das mit deren Körperhygiene zu tun hat, spielt in einer Liga, die mit meinen Vorstellungen von Menschlichkeit ungefähr so viel zu tun hat wie die Inquisition mit der Bergpredigt. Der darf alles Mögliche, doch keinesfalls auf kleine Kinder losgelassen werden. Ob nun mit oder ohne Kopftuch.

Nirgendwo.

Schon gar nicht hier, in meiner Heimat, wo uns der Mordsgestank der Rassenhygiene noch in der Nase hängt. Will ich, dass irgendeine bigotte Braut Sechsjährigen eintrichtert, der Anblick ihres Haupthaars beleidige den Schöpfer? Nein. Zumal ich davon überzeugt bin, dass es den Schöpfer absolut kalt lässt.

Wenn Fereshta Ludin das glauben will, soll sie. Viele Katholiken schwören ja auch darauf, der Papst verkünde qua Amt Gottes Willen. Trotzdem halte ich sowohl als auch für blanken Wahn - und wahnhafte Geister sind zwar nicht zwangsläufig gemeingefährlich, doch sie haben als Vorbilder an Schulen nichts verloren.

Unser Gemeinwesen ist aus gutem Grund säkularisiert. Schließlich haben wir uns wegen verschiedener Religionen jahrhundertlang gegenseitig das Leben zur Hölle gemacht. Irgendwann setzte sich die Einsicht durch, dass es in Fragen absoluter Wahrheit keine Kompromisse gibt. Wer in Frieden leben will, muss akzeptieren, dass es Unterschiede gibt. Jeder Mensch hat das Recht zu glauben, was er will. Glaube ist Privatsache, Glaubensfreiheit die Grundlage von Gewissensfreiheit. Dazu gehören Staat und Kirche getrennt. Die Lehren der Kirche haben in der Politik nichts mehr zu suchen, denn sie stiften nur Streit. Das gilt innerhalb jeder Religion, aber umso mehr, wenn mehrere Religionen nebeneinander existieren. Eine multikulturelle Gesellschaft muss sich einer gemeinsamen weltlichen Ordnung unterwerfen, die alle gleichermaßen zur Toleranz zwingt, sonst schlagen wir uns Morgen gegenseitig die Köpfe ein.

Das ist eines der Prinzipien, die *mir* heilig sind. Wer daran rüttelt, zerstört die Basis unseres Miteinanders. Da geht es nicht mehr um die Glaubensfreiheit des Einzelnen, sondern um das Wohl aller.

Kopftücher sind seit den 1920ern, als Hassan al Banna die Muslim-Brüderschaft in Ägypten gründete, ein wichtiges Symbol des politischen Islam. Al Banna pflegte regen Kontakt zur NSDAP-AO, die ein Gutteil seines Programms und seinen Antisemitismus inspirierte, und al Bannas ideologischer Kompagnon, der Mufti von Jerusalem, Amin al Husseini, der später zu Hitler ins deutsche Exil floh, wo er sich erfolgreich für das Ermorden von 5000 ungarischen Kindern einsetzte, hatte vorher in Palästina westlich gekleidete Muslime als „sittenlose Verräter“ zum Abschuss freigegeben.

Frauen, die gegen die vermeintlich rechtgläubige Kleiderordnung verstoßen, werden in vielen muslimischen Ländern hart bestraft. Darüber sind sich vielleicht nicht alle Kopftuchträgerinnen hierzulande im Klaren. Auch „DIE ZEIT“ präsentiert hippe Migrantinnen völlig wertfrei unterm trendigen Kopftuch. Ich bin da eben konservativer. Für mich sind Kopftücher kein neckisches Modeaccessoire, sondern Ausdruck einer politischen Haltung. Ein Plädoyer für religiös motivierte Abschottung ist automatisch ein Plädoyer gegen Verweltlichung, Aufklärung und Emanzipation.

Sei's drum.

Neulich an der Schanze nun, in der überfüllten Adler-Apotheke, stand ich neben Fereshta Ludins Double. Keine zwei Sekunden Blickkontakt, schon klaffte die kataklysmische Kluft kultureller Gegensätze auf, derselbe innere Abgrund, den ich spüre, wenn ich in der Schlange bei ‚Penny‘ einem verfetteten Skin auf den tätowiertem Stiernacken sehe. Dann jedoch polterte es am Glas.

Vorm Eingang der Apotheke kämpfte eine junge Mutter mit Kinderwagen, Stufe und Tür. Die Apotheke war krachend voll. Alle guckten interessiert, wie die zarte Mami sich draußen abmühte. Bis auf die Kopftuchbraut. Die war schneller als ich, in drei Schritten bei der Tür und machte der Mami auf. Dabei sagte sie auch

noch was Nettes, in leicht ironischem Ton, was das Gesicht der überforderten Mutti sofort aufhellte und ihr ein erleichtertes Lachen entlockte.

Ich dachte an die Suppenküchen der SA und daran, wie die Hamas in Gaza weiland durch Mildtätigkeit punktete, aber es half nichts.

Das Lächeln der Kopftuchbraut war einfach zu echt und die Mami obendrein blond und barhäuptig. Es entsprach so gar nicht meinem Freund-Feind-Schema, und mir dämmerte, ich war hier derjenige, der sich grade tapfer in die Internationale der Armleuchter eingereiht hatte.

Dabei gehöre ich doch eigentlich zu den Guten, den aufrechten Streitern für Aufklärung im nie endenden Kampf gegen Vorurteil und Ressentiment...

So kann's gehen.